

Guldo Rolf: Der vergessene Hof (Schluß)

Josef starrte die Löwenbändigerin ebenso an, wie hundert andere Menschen im Zelt. Er dachte gar nichts. Er sah sie nur an. Er sah nicht, was sie machte, er sah die Löwen nicht, er sah nur das blaße Gesicht, die schlanke Gestalt, die dunklen Augen . . . ja, die Augen . . .

Josef vergaß Zeit und Raum.

Jetzt senkte sich der Blick der Frau in den seinen . . . Bruchteile von Sekunden nur . . . Lächelte sie ihm jetzt zu? . . . Es war Josief, als schnürte ihm jemand den Atem ab . . . Die Augen . . . die Augen . . .

Ein Tosen ringsum ließ ihn auffahren. Die Programmnummer war zu Ende. Die Frau verneigte sich und quittierte lächelnd die Beifallsstürme, die sie umtobten.

Wie aus weiter Ferne hörte Josief die Stimme des Mannes mit den roten Socken: Nun folge eine Pause und hernach der zweite ebenso sensationelle Teil des Programms.

Ringsum erhoben sich die Leute und strebten dem Ausgang zu. Josief blieb sitzen und starrte vor sich hin.

„Was hast denn, Seppel?“ hörte er die besorgte Stimme seiner Frau.

„Ach?“ Josief sah auf. Er wurde verlegen.

„Ach? Ach nie, nur ein bißl Kopfweh.“

„Das macht die Hüh vom Nachmittag, Bauer“, mischte sich Michl ein. „I hab mir's gleicht.“

„Kannst recht hab'n“, antwortete ihm der Bauer. „I geh eine Weil' raus. Brauchst dir kein Kopf zerbrechen, Michl, 's geht scho' wieder vorüber. Und wenn's d' was brauchst, hast den Michl da.“

„Wollen wir heimgehn?“ fragte die Bäuerin.

„Ach, woher denn!“ beruhigte sie der Mann. „s' wird schon wieder werden.“

Damit ging er.

Michl sprach auf die Zurückbleibende ein und bat sie, darauf zu achten, daß der Bauer nicht in der größten Hüh am Feld stünde. „Er kann sich leibhaftig den Tod holen. Hat scho' mancher den Sonnenlich Kriegt und is dran gestorben oder 's hat ihn die Hüh direkt erschlagen.“

Josief hatte sich durch die Menschen gedrängt, die vor dem Ausgang standen, und war ein Stück über die Wiesen gegangen. Auf einem Stein ließ er sich nun nieder. Seine Gedanken arbeiteten fieberhaft: Was hab ich nur? Was is denn mit mir los? Ich bin ja wie verhext! Und warum? Weil ich das Weibsbild g'hehn hab? . . . Woher denn! Weiß Gott, was dran schuld is. . . Mag sein, wirklich die Hüh. — Die Augen, verflucht, die Augen. . . Is also doch das Weibsbild? Is also doch?

Näh erhob sich Josief. Etwas in ihm wehrte sich: Ausgeschlossen, ganz und gar ausgeschlossen! I hab mei Michl, was sollen mir die Augen von ainer Löwenbändigerin? . . . Weiß der Teufel, was das is! Vielleicht — Und das Haar! Das pechschwarze Haar und das blaße Gesicht! Gar la Sonn muß sie kennen. Oder hats ja Zeit, sich in ihr zu bewegen,

Josief ist gegangen, ohne auf den Weg zu achten. Plötzlich stolperte er über etwas. Es war ein Drahtseil. Vor ihm war wieder der Zirkus. „Gehst wieder rein“, sagte er laut, „s' wird schon bergehn.“ Er ging vorwärts um zum Eingang zu kommen.

Plötzlich blieb er stehen. Die Zeltwand wurde geöffnet, es trat jemand daraus hervor. Es war dunkel und Josief konnte nicht unterscheiden, wer es war. Hier ist doch kein Eingang, dachte er, dann stand unvermittelt jemand vor ihm. Die Löwenbändigerin! Sprechen konnte er nicht. Auszuweichen war er nicht imstande. Er stand still und starrte die Frau an.

Auch die Frau rührte sich nicht von der Stelle. Ein Lächeln, das Josief nicht verstand und sich nicht zu deuten wußte, spielte um ihre Lippen.

Sekunden, die Ewigkeiten zu sein schienen, verstrichen. Dann murmelte Josief: „Die Augen . . . die Augen . . .“

Wieder lächelte die Frau. Noch näher trat sie an ihn heran.

„Was denn?“ fragte sie dann und ihre Stimme schien so zu klingen wie ihre Augen leuchteten.

Spanisches Bauernpaar

Sie sitzen vor der Mauer auf der Erde und sehn die Nacht sich auf die Felder senken; ihr Leben, reich an Arbeit und Beschwerde, steht wie ein klares Bild in ihrem Denken.

Auf dieser Scholle saßen ihre Ahnen vierhundert Jahre, Erben folgten Erben; das Leben läuft in vorgezeichneten Bahnen im ewigen Wechsel von Geburt und Sterben.

Sie blicken ihren Söhnen nach, die gingen: Zwei starben fern im Wüstensand; sie fielen und glühend deckten sie des Todes Schwingen, dann fraßen sie die Hunde der Kabylen.

Der dritte starb im Herbst vierunddreißig, im blutigen Oktober, an der Mauer. Das Dorf sah zu; sie standen stumm und eifrig und trankpften heiß die Faust in Wut und Trauer.

Zwei Jahre später ging der jüngste sterben. Er kämpfte bei Toledo, an Xarama, dann schlug des Schädels Wölbung ihm in Scherben die deutsche Bombe an der Guadarrama.

Die Alten sehn auf ihre Hände nieder, die hart wie Leder sind und voller Falten; die Söhne gingen, keiner kehrte wieder — wonach der Tod greift, das kann keiner halten.

Im Stalle muhen träumerisch die Kinder. Die Alten lächeln. Denn vom Dorfrand klingen die hellen Stimmen ihrer Enkelkinder, die bald an ihrer Statt die Sense schwingen.

M a x B a r t h.

Da wußte Josief nicht, was er tat. Er hielt die Frau in seinen Armen. Zuerst wehrte sie sich, ließ sich aber dann von der Kraft des Naturmenschen besiegen, trank seine Küsse und fühlte sich wohl in der überfühlenden Kraft, die von ihm ausströmte.

„Wir können nicht beim Zelt bleiben. Es kann uns jemand beobachten“, sagte die Frau, als sie Josief endlich freigab. „Komm“, setzte sie hinzu. „Komm. Wir gehen irgendwohin, wo uns niemand sieht.“

Wortlos folgte ihr Josief. Alles in seinem Gedächtnis war ausgelöscht. Er sah nur die Frau.

Sie gingen dem Walde zu . . .

Die Vorstellung war längst zu Ende.

Die Bäuerin und Michl hatten nach Josief gesucht. Als das vergebens war, und sie auch ohne Erfolg nach ihm gefragt hatten, schlug Michl vor, nach Hause zu gehen. „Die Hüh hat eh' krank gemacht.“ Er war seiner Sache ganz sicher. 's is nur die Hüh. Wirkt sehn, der liegt zu Haus in sein Bett und schläft sein Fieber aus und wosllt die nur 's Vergnügen nit nehmen und hat deswegen nig g'sagt. Is ein feiner Kerl, der Bauer. A' faktisch feiner Kerl.“

Die Bäuerin folgte Michls Aufforderung. Sie gingen nach Hause. Der Bauer war nicht dort.

„Es wird eh' doch nig g'hehn sein?“ ängstigte sich die junge Frau.

„Gar la Spur“, beruhigte sie der Michl. „Vielleicht war seine innere Hüh zu groß und er is ins Wirtshaus gangen, damit er sich abkühlt. Wenn dir's recht is, geh i' munter und schau nach.“

Die Bäuerin war einverstanden.

Der Michl ging.

Er kam ins Wirtshaus, sah Josief nicht, ließ sich an einem Tisch nieder, wo ein paar Frauen saßen und erzählte ihnen, daß der Bauer ein hühiges Fieber bekommen habe und sich irgendwo herumtreibe. Dabei erinnerte sich Michl des Durstes, den er am Nachmittag selbst gelitten hatte und begann, ihn jetzt zu löschen.

So kam es, daß die Bäuerin allein zu Hause war und auf ihren Mann wartete.

Stunde um Stunde verrann. Es begann zu grauen, als im Hof Schritte hörbar wurden. „Endlich“, seufzte die Bäuerin und schloß die Augen.

Bald darauf wurde die Zimmertür geöffnet. Josief trat ein, streifte die Kleider ab und legte sich nieder.

Er schloß aber kein Auge. Die vergangenen Stunden standen vor ihm. Er versuchte, sich von den Gedanken daran zu befreien. Es gelang ihm nicht. Sie kreisten immer wieder um die Frau, um diese eigenartige Frau, um diese leidenschaftliche Frau, die ihn verhext hatte. Er schob sie schwer.

Die Bäuerin warf einen Blick zu ihm hinüber. Sollte sie sprechen. Sollte sie ihm zeigen, daß sie wach war? Vielleicht dachte er, sie wolle ihn beobachten, ihm Vorwürfe machen, weil er

so spät heimkam. Lange Minuten zweifelte sie. Dann schwing sie doch, schloß die Augen und die Müdigkeit ließ sie schließlich gegen ihren Willen einschlafen.

Als der Tag anbrach, erhob sich der Bauer. „Wilst mit liegen bleiben, Seppel?“ fragte ihn die Frau und strich ihm gütlich über die Stirn.

„Na, na“, sagte er und schob ihre Hand weg.

Als Josef auf den Hof trat, kam Michl gerade von der Suche heim. Er hatte kein reines Gewissen, dazu war auch sein Gang absolut nicht sicher. „Da bist ja, Bauer“, stammelte er, doch Josef beachtete ihn nicht und ging aus dem Hof.

Am Vormittag war er auf den Feldern. Er griff selbst nicht zu, wie es sonst seine Art war, er sprach auch nicht.

Mittag kam Josef nicht nach Hause.

Auch am Abend nicht.

Auch am nächsten Tage nicht. Josef war verschwunden.

Niemand hat ihn seither wiedergesehen... Jahre sind vergangen.

Josefs Hof ist in peinlichster Ordnung. Auch Wiesen und Felder sind gut bestellt.

Die Bäuerin hat für alles Auge und Ohr. „Wenn der Bauer nicht da ist, muß die Bäuerin für zwei Rent schaffen“, sagt sie zu Michl, wenn er ihr dann und wann rät, endlich ein wenig zu ruhen.

„Den hat die Siß narriß gemacht“, pflegt der Knecht heute noch zu sagen, wenn er sieht, daß die Bäuerin an Sonntagnachmittagen allein im Zimmer sitzt und mit leeren Augen vor sich hinarrt.

„Die Siß“, sagt sie dann. „Ja, die Siß...“

Und wenn der Michl zum tausendsten Male fragt: „Aber wo's ihn nur hintrieben hat?“, dann antwortete sie ihm immer wieder: „Wo hin? Das is gleich! Einmal treibts ihn doch wieder heim. Einmal ja...“

So vergeht Jahr um Jahr

Fiat justitia!

Warum vom Galgen-Kandidaten

man als vom „armen Sünder“ spricht? —

Kun, das ist unshwer zu erraten:

den reichen Sünder — hängt man nicht!

Die.

Zeit formte. Er war ganz Aug und Ohr, prüfte die Fertigtware und mußte als Sachmann der Handarbeit feststellen, daß die Maschine genauer arbeitete als er und alle anderen Drechsler, die er nur je kennen gelernt.

Ueber diesen seinen Betrachtungen durchstüberten zwei junge Arbeiter seinen Korb, und fanden außer einer Flasche und einem weißen Tüchlein einen Zettel, auf dem alle diejenigen Bedarfsartikel aufnotiert waren, die genügen sollten, sieben Tage lang zwei Menschen zu ernähren.

Junger Uebermut kicherte, schrieb mit Meißel auf den Warenzettel der Maria Heiß, während ihr Seß noch immer die Fräsmaschine anstarrte, noch ein Kilogramm Sirup, vier Kiesel Reibkuchen und ein Pfund Kokosflocken, legten alles zusammen an seinen Platz zurück und gingen ihrer Arbeit wieder nach.

Auch Seff mochte endlich an seine Pflicht gedacht haben und verließ, noch immer rückwärts schauend, mit seinem Budelkorb die Werkstatt.

Im einzigen Laden des Dorfes begrüßte der Kaufmann seinen Kunden. Seff Heiß langte wie immer nach seinem Zettel und legte die Waren auf das Pult. Als er zu dem Kilogramm Sirup kam, fragte er Seff, ob er einen Krug mit habe.

Dieser verneinte und sagte noch „Wo zu einen Krug?“ „Sirup“, meinte der Kaufmann, „Wird halt die Maria vergessen haben“, darauf der Seff. Dienstbesessenen stellte der Kaufmann aus seinem eigenen Haushalt einen Porzellan-Krug bei. Dann legte er die vier Kiesel Reibkuchen hinzu und fast seinen gesamten Vorrat an Kokosflocken, die am Walde hinten so wenig geklaut werden.

Seff bezahlte und ging mit seinem Korb auf dem Rücken, den Sirupkrug in der Hand, heimzu den Wald hinan. Am Wege noch versuchte er zu erforschen, was denn seine Maria eigentlich Gutes kosten und haben wollte, daß er heute diese ungenügenden Sachen mitbringen mußte.

Doch er fand keine Lösung und trat in seine Stube ein. Maria Heiß entzündete die Petroleumlampe und begann ihre Waren nach ihrem Zettel zu sortieren. Das ging schnell, war jahrealte Gewohnheit.

Auf einmal stutzte sie, 1 Kilogramm Sirup, 4 Kiesel Reibkuchen, 1 Pfund Kokosflocken? — Wichtig, da stand ja schon der Sirup, lag der Reibkuchen, die — Kokosflocken!

Maria war daß erkannte und wollte von ihrem ahnungslosen Seff erfahren, wie er zu dem verschwenderischen Einkauf gekommen sei. In einer heftigen Auseinandersetzung verlangte sie, daß er zurückdehe ins Dorf und die kostbaren, aber für ihren Sparfinn nutzlosen Dinge wieder zurücktrage. Das war selbst für Seffs Gutmütigkeit zuviel. Er weigerte sich und Maria stellte im Eifer des Fortberns den Porzellan-Krug mit aller Kraft auf die Seite des Tisches, wo Seff sich niedergelassen, daß der Krug in zwei Teile brach und die dickflüssige, braune Masse sich über den Tisch wälzte.

Wie ein Blitz ist es in Seff Heiß gefahren. Das verfluchte Geschreibe. Fünf Jahre

Weil er das Schreiben nicht erlernte

Das war vor ungefähr dreißig Jahren, da war Seff Heiß ein strammer, junger Burtsche, der die Uniform der Landwehr von Eger trug.

Jedem, der es wissen wollte, erklärte Seff damals in seiner Dienstzeit, er möge nimmer in den großen Wald zurück, verbrachte das eintönige Leben der Grenzheimat nicht mehr, er bleibe im Staatsdienst, in der großen, grauen Stadt an der Eger.

Die Nachbarn machten große Augen, wunderten sich über Seff, seine angeblich guten Beziehungen in der weiten Fremde, und die Heimat schickte sich an, wieder einmal einen ihr liebge gewordenen Menschen in das ferne Glück ziehen zu lassen.

Doch das war nicht so leicht, wie Seff Heiß es sich vorgestellt hatte. Sein Kompanie-Kommandant legte ihm folgendes an das Herz, als er Seff nach dem Rapport zu sich kommen ließ. „Josef Heiß, Sie sind ein strammer Soldat gewesen, aber zum Staatsdienst gehört auch noch ein wenig Lesen und Schreiben. Versuchen Sie es bis zur nächsten Waffenübung in vier Jahren zu lernen, ich will dann gerne und wahrscheinlich sogar erfolgreich für Sie eintreten.“ Seff Heiß sagte ja, schlug die Haken zusammen und verschwand.

Nach diesen Worten zogen Seff die fünf Schuljahre in der Heimat durch die Gedanken. Eine ähnliche Last soll er, nun groß und stark und alt geworden, neuerdings freiwillig auf sich nehmen?

Soll noch einmal wie damals verzweifelt in den Sekstanten starren, die bedruckten Karten zu suchen, um das Wörtlein „lei-me“ zu formen? All die guten und bösen Worte seines Lehrers, all den Spott seiner Mitschüler wieder nachzuerufen, heute, wo die Heimat schon vergessen, daß er nicht Lesen und nicht Schreiben kann?

Nein! Am Abend hat Seff seinen Landwehrrut mit Federbusch, Tornister und allen anderen Gegenständen, die einen Soldaten ausmachen, in den großen, finsternen Bau des Regimentsmagazins hineingestopft und ist in Zivil wieder in die Heimat zurückgefahren.

Dort hat er erzählt, er wäre durch Losentscheid vorläufig als überzählig zurückgestellt worden. Nachbarn und Heimat waren es zufrieden, nahmen ihren Seff wieder in das Leben am Walde auf.

Seff selbst trotzte wieder in seine Fabrik, drechselte Spulenhölzer, Kerzenleuchter, fühl geschwungene Sähenpipen. Stand bis zum Bauh in einem Berge von Spänen, die wie Kastnachtsbänder lang und in Spiralen von der Werkbank abwärts glitten.

Die Maria Bucherer hat ihn dann vollends die Stadt an der Eger und den Staatsdienst vergessen lassen.

In einem kleinen Häuschen, ganz unter die hohen Saumfischen des Waldes hingestellt, das seiner Maria gehörte, begann seine junge Ehe mit all den unbekanntem Glücks- und Unglückstagen in die Zeit zu wachsen.

Seff Heiß arbeitete fleißig, legte Samstag den ganzen Lohn seiner Maria auf den Tisch und kümmerte sich sonst um gar nichts. Die Führung in der Ehe übernahm das Weib, das gar bald erkannte, daß ihr Seff wohl äußerlich ein ganz fecher Mann, aber doch im Leben nicht so geschickt sei, wie sie es von ihm erwartete.

Wenn Seff ständig in das weit hinabgelegene Inbustriedorf einkaufen ging, schrieb ihm Maria all die Sachen fein säuberlich auf ein Blatt Papier und Woche für Woche, Jahr für Jahr hat Seff den Budelkorb hinaufgetragen in sein Haus, zu seiner Maria, die nie einen Grund zur Kritik fand.

Darüber ist Seff Heiß alt geworden. Die Porzellanfabrik hat ihn abgestoßen wie Kugelware, da vor dem Tore eine arbeitslose Jugend sich drängte.

Aber am Samstag, wenn Seff in das Dorf hinabkam, mußte er, wenn auch nur für einige Augenblicke, in die Werkstatt, wo er fast sein ganzes Leben zugebracht.

Im Anfang seiner allwöchentlichen Besuche waren noch gute Arbeitskollegen aus seiner Schaffenszeit anwesend. Aber allmählich mit der Zeit wechselte die Belegschaft und Seff Heiß kannte die neuen Arbeiter nur mehr von Großvaters Seite her.

Da kam er an einem Samstag wieder in die Fabrik mit seinem Budelkorb. Mitten in der Werkstatt stand eine neue, vier Meter lange Fräsmaschine, die gierig die Hölzer zerfraß und die Späne wie ein feuerpeiender Berg an die Dede warf.

Neugierig stellte Seff seinen Korb in eine Ecke, befragte die das eiserne Ingeblüm, das Tischbeine in rasender Zahl und Geschwindigkeit

Leiden in der Schule, dann den Staatsposten verloren und nun bis in die alten Tage hinein Demütigung, Spott und Herrschaft des Weibes. Er springt hoch, schlägt mit seiner knöchernen Hand zweimal in das gornfunkende Gesicht seiner Maria, die mit einem wimmern den Schlucken zusammenbricht.

Stille wird in der kleinen Stube. Nur der leuchtende Atem Seff Heißs ist zu hören.

Da fällt er über seine Maria, weint vor Schreck und Mitleid. Nimmt sie in seine Arme und legt sie auf das Bett. Schüttelt und rüttelt ihren Körper, ruft ihren Namen. Angst reißt an seinem Herzen; da öffnet Maria die Augen wieder.

Sankt und leise, so sankt und leise er es nur berohg, streicht er ihren Schmel, sie drückt seine Hand und weint. Am Morgen haben sie die böse Geschichte begraben, die übermütige Jungens achnungslos verschuldeten.

Josaf Egerer

Naturwissenschaftliche Kurzberichte

Von E. Aldt

Das Vitamin C und die Darmflora.

Unter den Vitaminen kommt dem mit dem Buchstaben C bezeichneten „antiskorbütischen“ Vitamin die besondere Bedeutung zu, die als Skorbüt oder Scharbock bezeichnete „Mangelkrankheit“ zu heilen, eine Krankheit, die dann auftritt, wenn in der Nahrung eben dieses Vitamin durch längere Zeit fehlt. Festige Allgemeinschmerzen, Blutungen unter der Haut, besonders aber Schwellungen und Geschwüre der Mundschleimhaut sind die Symptome dieser Erkrankung, die durch Zufuhr vitaminreicher Nahrung meist rasch zum Schwenden zu bringen sind. Vitamin C kommt reichlich vor in Spinat und Salat, in jungen Röhren und Stöhl, besonders aber in Zitronen und Orangen, ferner in Hagebutten, in Paprika, auch in Kartoffeln und in Zwiebeln.

Aber nicht nur zur Heilung des verhältnismäßig seltenen Skorbüt wird das Vitamin C verwendet, es leistet auch gute Dienste als blutstillendes Mittel besonders bei Blutern. In diesem Falle wird es allerdings nicht mit der Nahrung zugeführt, sondern in eine Vene eingespritzt.

Diese Methode der Injektion wird zuweilen auch noch in anderen Fällen notwendig. Es hat sich nämlich gezeigt, daß es Fälle von Skorbüt gibt, die durch vitaminreiche Nahrung nicht zu heilen sind, trotzdem auch hier der Mangel an Vitamin C die Ursache ist. Der Grund für dieses Versagen wurde nun gefunden. Es kommt nämlich vor, daß der Körper nicht imstande ist, das ihm mit der Nahrung zugeführte Vitamin zu verwerten. Im menschlichen Darm find stets Bakterien verschiedener Art in großer Zahl vorhanden, so daß man direkt von einer „Darmflora“ spricht. Diese Bakterien sind nicht nur nicht schädlich, sondern sie spielen sogar eine gewisse Rolle bei den Abbauvorgängen im Darm. Normalerweise ist der Dünndarm, der die Aufgabe hat, die aufgelösten Nahrungsstoffe aufzusaugen und dem Blut zuzuführen, frei von diesen Bakterien. Bei bestimmten Darmkrankheiten kommt es aber vor, daß sich Bakterien auch in diesem Darmabschnitt ansiedeln und dann das Vitamin, das hier vom Körper hätte aufgenommen werden sollen, zerstören. So kann es also auch bei ausreichender Zufuhr von Vitamin auf dem Nahrungsweg zu einer

In der Zigeunerschule

Von Olaf Bärrod

Sommer wieder haben Regierungen, Idealisten, Kosmopoliten, haben einzelne und Körperschaften versucht, die ewigen Wandertrieb unterlegenen Zigeuner festhaft zu machen.

Diese Versuche sind zumeist gescheitert; das seit Jahrhunderten und Generationen vererbte und schon instinktive Wanderleben der Zigeuner machte alle guten Vorsätze, auch die der Zigeuner, zunichte.

Es blieb der Tschechoslowakei vorbehalten, einen in der Welt einzig dastehenden Versuch zu unternehmen, der zumindest die Aussicht hat, zu glücken. Einflüchtvolle Männer haben erkannt, daß man sich nicht an die ältere Generation der Zigeuner wenden darf, wie das bisher immer geschah, sondern die Jugend, die allerkleinsten Kinder heranziehen muß, wenn man auf Erfolge hoffen will.

Von diesem Gedanken ausgehend, schuf man an der Peripherie von Uhorod in Karpathenland die erste und bisher einzige Zigeunerschule der Welt. Zwei für diesen besonders schwierigen Beruf geeignete Lehrer leisten diese Schule, die von allen Zigeunerkindern in Uhorod obligatorisch besucht werden muß. Neugierig interessant verläuft ein Besuch in dieser „Zigajnsky skola“. Ich kam eines Nachmittags gegen drei Uhr zuerst hinaus und traf den Lehrer in seiner Freizeit mit einer originellen Beschäftigung an, und zwar schnitt er allen Buben und Mädchen die Haare. Willig ließen es sich die Kleinen gefallen und waren nachher erfreut über ihr verändertes Aussehen.

Die Zigeunerkinder lernen vor allem Lesen, Schreiben, Rechnen, Heimatkunde und außerdem wird das Geigenspiel gepflegt und auch theoretisch behandelt. Jeder Zigeunerbus spielt die Violine und in dem geräumigen, luftigen und hellem Klassenzimmer hängt die eine Wand voller Geigen. Zu betondern sind der Idealismus und die Liebe, mit der die Lehrer ihr Amt ausführen. Da muß die wilde, zügellose Horde zuerst lernen, höflich zu sein, die typische Aufdringlichkeit Fremden gegenüber abzustreifen, auf Sauberkeit zu halten, — alles

Dinge, mit denen ein Lehrer an einer normalen Schule gar nicht erst viel zu rechnen braucht.

Auch der Unterricht verläuft in anderer Form, haben doch die Zigeunerbuben und -mädchen nicht das nötige „Eisfleisch“. So muß dem Temperament Rechnung getragen werden und nach jeder Unterrichtsstunde folgen Gesellschaftsspiele im Freien, wobei sich die Kleinen austoben und erst danach wieder aufnahmefähig sind.

Nicht alle kommen gern in die Schule, ja, die Kinder werden sogar häufig von den Eltern, die die Schule als unnütz auffassen, vom Schulbesuch abgehalten. Wertwürdigerweise wendet man sich beim Fehlen eines Kindes in der Schule nicht an das Kind selbst, sondern gleich direkt an den Vater oder oder die Mutter. Ein- auch zweimal werden die Eltern verwahrt und angehalten, die Kinder in die Schule zu schicken, beim dritten Male jedoch setzt für den Vater oder die Mutter schon eine Arreststrafe ein.

Der Großteil der Kinder hängt mit abtötlicher Liebe an ihrem Lehrer und es ist rührend anzusehen, wie die Kleinen gerumpelt, zerschiffen und zerfetzt in ihren Bänden sitzen, die braunen kleinen Finger über das Lesebuch streifen und wie sie im Chor daraus vorlesen und nach Beendigung strahlend den Lehrer aus den schönen, schwarzen Augen ansehen, das Haar wir in die Stirne hängend, als erwarten sie ein Stück Zucker oder eine Nähnerei dafür, daß sie ihre Aufgabe gut gemacht haben. Ganz so, wie man kleine Raubtiere nach der Dressur belohnt.

Auf alle Fälle ist dieser Versuch, die Zigeunerkinder langsam an das geregelte Leben zu gewöhnen, sie für einen sechshaften Beruf vorzubereiten, sie zu Menschen unferer Art zu machen, der aussichtsreichste. Aber erst die übernächste Generation wird ihren wirklichen Wert erkennen können. Werden die Zigeunerkinder, die jetzt doch wieder ihrem Nomadenleben verfallen und ihre Kinder wiederum frei und wild aufwachsen lassen oder werden sie tatsächlich, wie bestrbt, festhaft und somit der großen, menschlichen Gemeinschaft eingefügt?

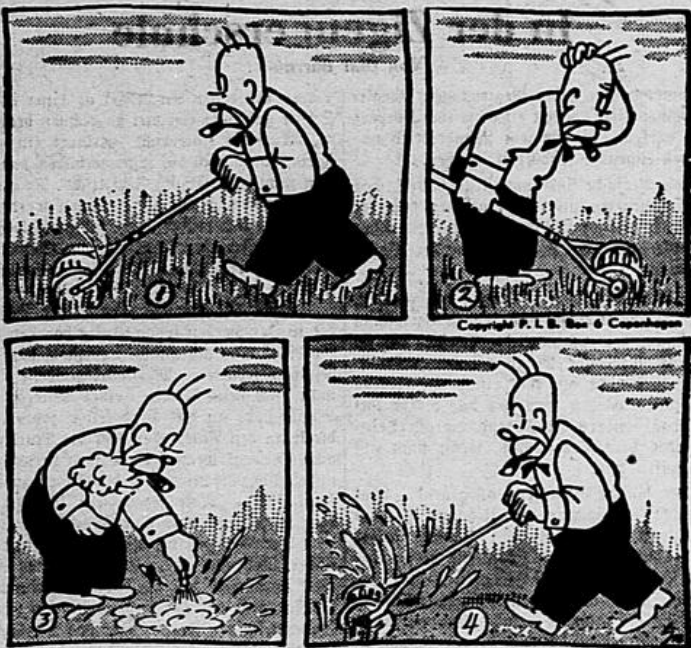
Mangelkrankheit kommen. In diesen Fällen ist Heilung nur zu erzielen, indem man den Nahrungsweg gestörtem umgeht. Ein Vitaminpräparat wird in eine Vene eingespritzt, so daß es direkt ins Blut und gar nicht erst in die Verdauungsorgane gelangt.

Der Elch als Haustier

Der Elch, jener riesige Hirsch Nordeuropas, mit dem schweren schaufelförmigen Geweih, kam bis ins 18. Jahrhundert hinein noch in den Wäldern Mitteleuropas vor. Der letzte Elch in Schlesiens soll im Jahre 1776 erlegt worden sein. Heute ist er auch in Nordeuropa schon selten geworden und wird jetzt gehegt und geschont. Nur so ist das schöne Tier, das seines schmachtigen Fleisches und seines besonders widerstandsfähigen Leders wegen viel verfolgt wurde, vor der Ausrottung bewahrt. Den größten Elchbestand hat heute noch Sibirien. In Rußland hat man in den letzten Jahren Versuche unternommen, den Elch zu domestizieren. Man geht daran, Elchzuchtstätten zu gründen. Durch Auslese in verschiedene Richtung will man das Tier für verschiedene Zwecke nutzbar machen. Es hat sich nämlich gezeigt, daß junge Elchälber sich verhältnismäßig leicht zähmen lassen, jedenfalls leichter als andere Hirscharten, ja selbst

als das Rentier, das in vielen Gegenden heute vollständig zum Haustier geworden ist, den Wagen oder Schlitzen zieht nach Pferd und eine wertvolle Milch liefert. Die einmal gezähmten Elche verwildern nicht wieder, was sehr wichtig ist, will man sie auf die Weide treiben, wie es in den Alpenländern mit den Kindern geschieht. Was dem Tier in der Natur fehlt, ist das Salz. Mit seiner Hilfe läßt sich der Elch zähmen und an den Menschen gewöhnen. Als Zugtier ist er gut zu verwenden, doch ist es nötig, die männlichen Tiere zu diesem Zwecke zu kastrieren, da sie in der Brunstzeit außerordentlich reizbar und gefährlich sind.

Im Moskauer zoologischen Garten wurde die Lebensweise der Elche in den letzten Jahren eingehend studiert. Man fand die Haltung und Aufzucht der Tiere, die früher nicht immer gelang, um so leichter, je mehr man sich daran hielt, ihnen das der Jahreszeit entsprechende Futter zu reichen. Die Elche sind gewöhnt zu wandern. Besonders während der Herbstmonate ziehen sie durchs Land, durch die weiten Sumpfwälder von Sibirien und nähren sich während dieser Zeit hauptsächlich von Zweigen und Rinde verschiedener Laubbäume. Auf ihren Winterstandplätzen dagegen leben sie hauptsächlich von den Nadeln der Kiefern, Fichten, Tannen



Adamson versucht es mit Rasierselle

und Bagholberbäume. Im Frühjahr und Sommer aber bieten ihnen Klee und verschiedene Sumpfs- und Wasserpflanzen reichliche Nahrung. Von besonderer Wichtigkeit ist der Klee. Die Cäcä leiden nämlich häufig an Darmparasiten, unter denen besonders ein im Blinddarm vorkommender Wurm sehr lästig ist. Wie Mantel fand, zerfließt der Saft der Klee-Blätter die Eier dieses Wurmes. Aber auch in anderer Hinsicht ist es wichtig, den Tieren das zu geben, was sie in der freien Wildbahn in der betreffenden Jahreszeit zu finden gewöhnt sind. Unterläßt man es, ihnen das gewöhnliche Saisonfutter zu geben, dann kommt es leicht zu rheumatischen Erkrankungen der Gelenke und zu krankhaften Veränderungen an den Nieren.

Noch von einem anderen Parasiten werden die Tiere oft schwer gequält, nämlich von den Larven der Raucherfliege. Die Lebensweise dieser merkwürdigen Fliege ist kürzlich eingehend studiert worden. Auf neun Männchen dieser Art kommt erst ein Weibchen. Die Tiere haben weder Mund noch Magen und Darm. Der Hinterleib der langlebigeren Weibchen enthält reichliche Mengen von Fett als Reserverstoff, auf dessen Kosten sich das Tier so lange am Leben erhält, bis in den Eiern sich die Larven entwickelt haben. Dann werden diese Larven zur Welt gebracht, und zwar weiß die Fliege sie geschickt in der Nasenhöhle des Cäcä unterzubringen. Sind sie dort abgesetzt, dann ernähren sie sich elf Monate lang auf Kosten ihres Wirtes. Erst wenn sie ganz ausgewachsen sind, verlassen sie die Nasenhöhle. Nach einer Puppenruhe von drei Wochen schlüpfen die Fliegen aus. Diese Larven können den Cäcä große Beschwerden bereiten, ja selbst zur Lebensgefahr werden. Möhler, der diesen Schmarotzer eingehend studierte, fand einmal bei einem einzigen Cäcä 240 Stück solcher Larven von einem bis vier Zentimeter Länge. Man kann sich vorstellen, welche Qualen das Tier durchmacht, das diese lästigen Parasiten monatelang in seiner Nasenhöhle beherbergen muß und in Atmung und Nahrungsaufnahme schwer gequält ist. Die Bekämpfung dieser Fliege wird keine leichte Aufgabe sein.

Ein neues Schutzmittel gegen Masern.

Fast jeder Mensch macht einmal in seinem Leben, meist in seiner Kindheit, die Masern durch. Sie sind eine, besonders im Kindesalter, meist recht unangenehme Krankheit. Während man früher bei ihrem Ausbrechen die Schulassen sperrte, um eine weitere Verbreitung zu verhüten, nimmt man heute keinen Anstoß daran, die Kinder dieser Krankheit, je eher, je besser, durchmachen zu lassen. Denn wer sie einmal überstanden hat, bleibt im allgemeinen im weiteren Leben von ihr verschont. Anders als bei uns, die wir seit vieler Generationen an sie gewöhnt sind, verläuft diese Krankheit aber in Ländern, in denen sie bisher nicht aufgetreten ist. Werden die Masern bei Völkern, denen sie bisher unbekannt waren, eingeschleppt, dann sind sie keine harmlose Kinderkrankheit mehr, sondern eine gefährliche Seuche, die rasch um sich greift und unter den Erwoachsenen viele Opfer fordert. Die Menschen sind dort eben nicht gegen sie geschützt, weil ihnen der entsprechende Schutzstoff fehlt, der nach einer einmal überstandenen Infektion im Blute zurückbleibt.

Nun ist es eine bekannte Tatsache, daß Säuglinge bis zu 4 Monaten fast nie an Masern erkranken. Es ist anzunehmen, daß das neugeborene Kind eine gewisse Menge des Schutzstoffes vom mütterlichen Organismus mitbekommt, dessen Wirkung sich wenigstens auf die vier ersten Lebensmonate erstreckt. Dasjenige Organ, das den Stoffaustausch zwischen Mutter und Kind während der Embryonalentwicklung vermittelt, ist die Placenta, der Mutterkuchen. Dies legt den Gedanken nahe, in den Geweben der Placenta nach jenem Schutzstoff zu suchen. Tatsächlich gelang es auch, einen Extrakt herzustellen, der die erwartete Schutzwirkung ausübt. Schwächliche und besonders rachitische Kinder, für die jede Erkrankung eine Gefahr bedeutet, in allzu zartem Alter vor einer Maserninfektion schützen zu können, wäre von wesentlicher Bedeutung. Wie der deutsche

Arzt Dr. Paschla berichtet, sind in dieser Hinsicht vielversprechende Versuche im Gange. Es gelingt bereits, ein recht wirksames Präparat herzustellen, das eine beträchtliche Schutzwirkung ausübt.

Schach-Ecke
 Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 33.
 Post Modlan bei Teplitz-Schönau.
 SCHACHAUFGABE Nr. 345.
 Von L. Boman, Frankreich.
 Problemwettkampf CSE-Frankreich
 (Arb.-Schachverbände).
 (1. Platz, Thema Costarbel.)
 Schw.: Kb4, Dg4, Tc3, h3, Le1, Sc5, Bb6 (78)



Weiß: Kc8, De7, Tf5, h4, Ld2, e8, Sa4, f6, Ba3, a6, b2, b3, (12)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 339: Dh8-b2!

Diese Aufgabe hat leider eine Nebenlösung in Dh8-e8!

Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Hyna Josef, Hostomitz; Richter Karl, Politz a. E.; Pusch Bruno, Kruschwitz; Nitsch Rosa, Trupschitz; Klötzig Rudolf, Strache Karl, Strache Rudolf, sämtlich Großpriesen; Ubert Rudolf, Prosditz; Triltsch Gustav, Witterschan; Berger Josef, Kleinaugezd; Hahl Erwin, Lohmüller Hans, Holfeld Otto, Chimiak Teo, Tyle Vladimír, Schindler Robert, Freundl Anton, sämtlich Nesterstz; Walter Ludwig, Steinwitz Hans, König Anton, sämtlich Kwitkau; Havel Franz, Modlan; Bretschneider Otto, Drakowa; Geißler Josef, Alt-Serbitz.

Kreismeisterschaft 1937 im V. Kreis.

Zu den diesjährigen Kreismeisterschaften wurde am Sonntag, den 23. Mai, in der in Aussig, „Volkshaus“, stattgefundenen Kreis-Schachkonferenz folgende Einteilung beschlossen und ausgetost:

Gruppe I.

1. Runde am 20. Juni um 9 Uhr vorm. Rosawitz gegen Kleische in Nesterstz. „Linde“; Eulau gegen Witterschan in Nesterstz. „Linde“. Kampfrichter für beide Kämpfe Gen. Hahl.
2. Runde am 11. Juli um 9 Uhr vorm. Eulau gegen Rosawitz in Krochwitz. „Arbeiterheim“; Witterschan gegen Kleische in Schönfeld. „Neue Welt“. Kampfrichter für den 1. Kampf Jelinek, für den 2. Kampf Prosch.
3. Runde am 8. August um 9 Uhr vorm. Kleische gegen Eulau in Rosawitz. „Bergmannsheil“. Kampfrichter Fleck, Tetschen. Rosawitz gegen Witterschan in Aussig. „Volkshaus“. Kampfrichter Lohmüller, Nesterstz.

Gruppe II.

1. Runde am 20. Juni um 9 Uhr vorm. Komotau gegen Teplitz in Bruch „Dél. Dóm“; Sobrusan spielfrei. Kampfrichter Hyna, Hostomitz.
2. Runde am 11. Juli um 9 Uhr vorm. Teplitz gegen Sobrusan in Kleinaugezd. „Kobyak“. Komotau spielfrei. Kampfrichter Berger, Zuckmantel.
3. Runde am 8. August um 9 Uhr vorm. Sobrusan gegen Komotau in Tschausch. „Bergmannsheil“; Teplitz spielfrei. Kampfrichter Eicher, Drakowa.
 Die Endrunde findet am 29. August statt. — Jede Mannschaft hat 4 komplette Schachgarnituren mitzubringen.